

Anna Quindlen

EIN
JAHR

AUF
DEM

LAND

DVA

Roman



Anna Quindlen

EIN JAHR
AUF DEM LAND

ROMAN

Aus dem Englischen von
Tanja Handels

Deutsche Verlags-Anstalt

Für all die Lehrer, die
meine Arbeit erst ermöglicht haben –
und für Theresa Quindlen,
die beste Lehrerin von allen

ABGESCHNITTEN

Kurz nach zwei am frühen Morgen fuhr Rebecca Winter im Bett hoch. Ein Schuss hatte sie geweckt.

Genau genommen hatte sie natürlich keine Ahnung, wie spät es war. Nachdem sie das marode kleine Haus, das in einer Senke am Berghang stand, bezogen hatte, musste sie schon in den ersten zwei Tagen feststellen, dass der Küchenboden eine verdächtig weichliche Stelle aufwies, an dem Treppchen zum Garten hinunter eine Stufe wackelte und es im ganzen Schlafzimmer keine einzige Steckdose gab. Mit dem alten Wecker in der Hand, dessen nutzloses Kabel wie ein Schwanz über den Boden schleifte, stand sie da und drehte sich einmal um sich selbst, als könnte sie mit ein paar Drehungen und diversen leisen Verwünschungen doch noch eine Möglichkeit heraufbeschwören, ihn anzuschließen. Wie so vieles in Rebeccas Leben zu diesem Zeitpunkt begleitete auch der Wecker sie schon sehr viel länger, als er modern oder auch nur praktisch gewesen wäre.

Später sollte sie sich fragen, warum sie sich eigentlich nie einen batteriebetriebenen Digitalwecker mit Leuchtanzeige zugelegt hatte, wie es sie spottbillig in dem Walmart gab, der sich unweit des Highways, eine halbe Stunde Fahrt vom nördlichen Ortsrand entfernt, unübersehbar breitmachte. Aber das kam später.

Was nun den Schuss betraf: Rebecca Winter hatte eigentlich keine Ahnung, wie ein echter Schuss klingt. Sie hatte praktisch ihr ganzes Leben in New York verbracht, im westlichen Teil von Manhattan, mit Urlauben an der Küste von Long Island und gelegentlichen Ausflügen in die Provence oder in die Toskana. Das waren die üblichen Ferienzele in ihrem Bekanntenkreis. Alle redeten ständig darüber, wie herrlich es dort war, wie wunderschön die Strände, wie prächtig die Weinberge. »Herrrrlich«, sagten sie und schmeckten dem Wort dabei nach, so wie Peter, Rebeccas Mann, es immer mit dem ersten Schluck Wein machte, um mehr Kennerschaft vorzutäuschen, als er besaß; manchmal ließ er auch eine Flasche zurückgehen, schon aus Prinzip.

In ihrer Familie, die – wie sie als kleines Mädchen fand – diesen Namen kaum verdiente, weil sie ja nur aus Vater, Mutter und einem einzelnen Kind bestand, waren solche Reisen allerdings kein Vergnügen. Ihre Eltern waren zutiefst misstrauisch gegenüber allem, was auch nur entfernt nach »Natur« roch: Rebeccas Mutter fürchtete sich fast schon krankhaft vor Insekten, ständig musste der Portier kommen und Spinnen oder renitente Bienen entfernen, die sich vom Park hereingestohlen hatten. Ihr Vater litt unter zahllosen Pollenallergien und trug von März bis Oktober ein riesiges Taschentuch mit sich herum, als schwenkten seine Nebenhöhlen zum Zeichen der Kapitulation die weiße Fahne.

Von Zeit zu Zeit kam es natürlich vor, dass auf der Central Park West, dem Riverside Drive oder dem Broadway ein Geräusch ertönte und jemand fragte: »War das ein Schuss?« Besonders häufig passierte das zu der Zeit, als Rebecca gerade mit dem Studium fertig war und sich Leute, die nicht im Traum daran gedacht hätten, anderswo zu leben, plötzlich einig waren, die Stadt sei gefährlich und dreckig und werde zunehmend unbewohnbar. Am Ende kam man aber doch immer zu dem Schluss, dass der »Schuss« nur eine Fehlzündung gewesen war, eine zerschellte Flasche oder aber die Tür zum Keller, wo die Mülltonnen standen, die gegen die Wand geknallt war.

Was auch ausnahmslos jedes Mal der Fall war.

Trotzdem war Rebecca sich beinahe sicher, dass sie ein Schuss geweckt hatte, als sie jetzt in dem vom Stromnetz abgeschnittenen Zimmer stocksteif im Bett lag. Sie versuchte, auf ihre Armbanduhr zu schauen, doch die war klein und flach und golden wie ein ausgedientes Zehncentstück; sie hatte sie von ihren Eltern zur Hochzeit bekommen, als wäre die Ehe eine Art Ruhestand. Auf der Rückseite waren die Initialen R. W. S. eingraviert, ihr neues Monogramm, wie ihre Mutter sagte, ungeachtet der Tatsache, dass Rebecca ihren Namen behalten hatte. Trotzdem war die Uhr für Rebecca von großem sentimentalem Wert, vor allem, weil ihr Vater sie ausgesucht und es ihm so große Freude gemacht hatte, sie ihr zu schenken. »Eine richtige kleine Schönheit!«, hatte er gesagt, als Rebecca sie aus der Mahagonischatulle nahm. »Wasserdicht ist sie aber nicht«, ergänzte ihre Mutter.

Schon unter idealen Bedingungen konnte man auf dieser Uhr kaum etwas erkennen, geschweige denn jetzt, in einem von hohen Kiefern umstandenen Zimmer, unter der schweren Wolkendecke einer schwülen Mainacht, während sich am Himmel ein Gewitter zusammenbraute. Es war so dunkel, dass man kaum die Hand vor Augen sah. Rebecca hielt sich probenhalber eine Hand vors Gesicht, wo sie schwach weißlich schimmerte. Sehen konnte sie sie, aber tatsächlich kaum.

Sie schlief nicht besonders gut in diesem fremden Bett mit dem Graben in der Mitte, in den sie jedes Mal rutschte, wenn sie sich umdrehte, fast wie die Abflussgräben draußen am Straßenrand. Rebecca wusste immer noch nicht, wie die Straße eigentlich hieß, an der das Haus lag. Es war die zweite Abzweigung von der 547, mehr wusste sie nicht. Danach nahm man die Einfahrt vorbei am Pumpenhaus. Was pumpte eigentlich das Pumpenhaus? Die Frage hatte sie beim Abbiegen laut gestellt. Geantwortet hatte keiner.

Wie kann man in einem Haus an einer Straße wohnen, deren Namen man nicht weiß? Wie kann man in ein Haus ziehen, das man nur von ein paar schmeichelhaften Fotos aus dem Internet kennt? Sie musste daran denken, wie sie einmal mit einem Kunstbuchverleger zum Lunch verabredet gewesen war und beim Warten hörte, was die Frau am Nebentisch ihrer Freundin erzählte. »Du gehst rein, und du kannst sie an der Bar nicht erkennen, weil sie völlig anders aussehen als auf dem Foto auf der Website«, sagte die Frau. »Völlig anders. Voll-kom-men anders.« Das Haus war die Immobilienversion eines Onlinedates: Auf Lügen gebaut, ging es unweigerlich steil bergab in die Ernüchterung. Oder in die Kapitulation. »Wir waren so glücklich dort«, hatte der Besitzer ihr gemailt und ein Foto angehängt, das zwei Männer Arm in Arm vor einem hohen Baum zeigte. Sie waren so glücklich dort, und dann waren sie fortgegangen und hatten die ganze gemütliche Einrichtung mitgenommen und durch zusammengewürfelten Kram aus dem Heilsarmeeladen ersetzt.

Als echtes Kind New Yorks glaubte Rebecca, die Bisse der Bettwanzen schon zu spüren.

Sie drehte sich um und rutschte in den Matratzengraben, der Schuss nur noch Erinnerung, vielleicht auch bloße Einbildung. Jetzt war es

still. Aber es roch irgendwie. Es roch hier nach so vielem. Nach Schimmel, feuchtem Bettzeug, zertretenen Pflanzen. Nach den Bananen in der Glasschale neben der Spüle. Und darunter etwas anderes, vielleicht ein Stinktier oder Stinktierkohl. Draußen im Garten hatte Rebecca tief durchgeatmet. Es roch, als würde der ganze Wald ringsum nach und nach verfaulen.

Sie schnupperte hörbar – oder hätte hörbar geschnuppert, wenn jemand da gewesen wäre, um es zu hören. Rebecca war ganz allein. Sie redete sich ein, erstaunt zu sein, dass der Schuss sie nicht mehr erschreckt hatte. In Wahrheit hatte sie eine Heidenangst, doch das registrierte ihr Körper ohne Zutun ihres Bewusstseins, so wie sie nach der Scheidung plötzlich Rückenprobleme bekommen hatte, obwohl sie felsenfest überzeugt war, sich bestens zu schlagen. Statt eines Schlafanzugs trug sie ein altes T-Shirt, das an eine Ausstellung von Daguerreotypien in der New York Historical Society erinnerte, und eine noch viel ältere Baumwollunterhose. Ihre Beine unter der Wolldecke waren starr und steif wie Spazierstöcke. Die ländliche Stille zerrte an ihren Nerven. Sie empfand sie überhaupt nicht als friedlich, eher wie einen Fernseher, den man mit der Fernbedienung stumm geschaltet hat. Unvollständig. Das Handy funktionierte nicht im Haus, der Rechner genauso wenig. Sie hatte einen furchtbaren Fehler gemacht.

Zu dem Schluss war sie schon vor dem mutmaßlichen Schuss gekommen und vor den Geräuschen von oben, die auf ihn folgten.

Es hörte sich an, als raste über ihr eine U-Bahn viel zu schnell um die Kurve. Als leerte jemand eine Schublade mit schwerem Silberbesteck in einen großen Metallkübel. Oder als öffnete man in der Küche unbedacht die Tür zum Schrank mit dem Kochgeschirr, wenn drinnen alles wacklig ineinandergestapelt war. Benjamin hatte immer gern auf dem Fußboden gehockt und mit den Topfdeckeln gespielt. »Sind wir auch sicher, dass die ordentlich gespült wurden?«, erkundigte sich ihr Mann dann trocken. Peter war Engländer. Er kommentierte alles trocken. Natürlich erbot er sich nie, die Deckel selbst zu spülen, und Rebecca hätte ihm das auch nie vorgeschlagen. Sie war die Tochter ihres Vaters, die Friedfertigkeit in Person, und zwar um jeden Preis.

Die U-Bahn, das Silberbesteck, das Kochgeschirr oder was das da oben sonst sein mochte, polterte immer weiter. Auch der Geruch wurde stärker. Mühsam rappelte Rebecca sich etwas mehr auf und schaute hoch. Jeden Moment rechnete sie damit, dass die Decke auf sie herabstürzte, sie unter Putz und Dämmmaterial begrub, ein wahrer Schneesturm aus Zimmerwand. Sie sah es direkt vor sich, das kümmerliche blaue Plumeau, bedeckt von weißen Trümmern und Holzstückchen. »Voll ausgestattet«, hatte es in der Anzeige für das kleine Haus geheißen. Von wegen. Zwei Schlafzimmer, eine Bettdecke, und nicht mal eine besonders gute.

Dass ausgerechnet sie sich von ein paar Fotos hatte verführen lassen, im Grunde nur Schnappschüsse, kein einziges von Küche und Bad, dafür zwei von der Aussicht! Dieser Blick auf die Bäume und den kleinen Wasserlauf, der sich in der Ferne zwischen ihnen hindurchschlängelte, hätte doch Hinweis genug sein müssen. In einer Aussicht kann man nicht schlafen, nicht heiß duschen, keinen Kaffee kochen. Was man alles auch in diesem vermaledeiten Haus nicht konnte. Voll ausgestattet. Mit vier Gabeln.

Es war kein Schuss, wurde ihr plötzlich klar, als ihr die Ereignisse des Tages wieder einfielen. Sie musste doch tiefer geschlafen haben als gedacht, um nicht gleich zu begreifen, was da oben los war. Soweit ihr das in Unkenntnis der genauen Umstände möglich war, versuchte sie, die Sache zu rekonstruieren. Erst war da oben die Falle zugeschnappt, nachdem der Auslöser betätigt worden war, mit einem Geräusch wie von einem Schuss. Und jetzt tobte ein wütendes Tier in der Falle und drehte dabei den Metallkäfig um und um wie ein Karussell im Vergnügungspark. Paff, paff, paff. Jetzt war sie also doch noch auf die richtige Lösung gekommen. Was den Geruch anging, streikte ihre Vorstellungskraft. Sie gab einen leisen Laut von sich, etwas zwischen Stoßgebet, Ausruf und Fluch.

Trappel, trappel, trappel. So hatte es angefangen. »Ich habe da was auf dem Dachboden«, erzählte sie dem örtlichen Kammerjäger, doch der war gerade vollauf mit einer Zeckenplage im Altersheim beschäftigt. (Falscher Alarm: nur eine zerdrückte vollgefressene Mücke auf der Bettdecke einer alten Dame mit einer leicht erregbaren Nichte.) Er schlug Rebecca vor, lieber einen Dachdecker hinzuzuziehen. »Wenn

Sie was auf dem Dachboden haben, dann weil was in Ihren Dachboden reinkann«, meinte der Kammerjäger, der ein T-Shirt mit der Aufschrift »Mach die Fliege« trug, wobei die »Fliege« nicht ausgeschrieben war, sondern aus einer Zeichnung des Insekts bestand. »Bringt ja nichts, wenn ich das Viech beseitige und Sie dann trotzdem noch wen rufen müssen, der Ihnen das Loch zumacht.«

»Ich habe da was auf dem Dachboden«, erzählte sie dem Dachdecker. Er kam am späten Nachmittag, als die Sonne bereits schwächelte, und erklimmte mit einer kleinen Taschenlampe in der Hand eine Metallleiter. »Soll ich die Leiter halten?«, fragte Rebecca. »Ich verbringe ziemlich viel Zeit auf Leitern«, antwortete er und nahm die Taschenlampe in die andere Hand. »Ist da 'ne Luke in der Diele?«

»Wieso?«, fragte Rebecca.

»Also, wir haben hier zwei Probleme, die zusammenhängen«, erklärte er ihr, nachdem er über den Kriechboden des Speichers aus der Luke in der Diele geklettert war. »Erstens wohnt da oben ein Waschbär. Und zweitens hat er ungehindert Zugang. Ihr Dichtungsblech hat da nämlich in einer Ecke ein Riesenloch. Er klettert an der Kiefer hinterm Haus hoch und nimmt das Loch dann als Eingang. Ich glaube aber nicht, dass er einen Weg vom Dachboden runter ins Haus hat. Losung gibt's keine, oder?«

»Nicht, dass ich wüsste«, antwortete Rebecca unsicher. Die Ausführungen des Dachdeckers steckten voller Rätsel. Wo genau hatte man ein Dichtungsblech? Die Losung glaubte sie, aus dem Kontext erschließen zu können. Und den Gedanken, dass ein Waschbär über ihr wohnte, fand sie zutiefst erschütternd.

»Oh, das wüssten Sie«, meinte der Dachdecker. Rebecca hatte vergessen, wie er hieß. Er war sehr groß, hatte blondes Haar und rötliche Haut, die Wimpern und Brauen so hell, dass sie praktisch nicht zu sehen waren. Als er den Kopf senkte, um die Taschenlampe wieder in seinem Werkzeugkasten zu verstauen, sah sie einen Streifen rosa Haut an seinem Scheitel. Der Kammerjäger hatte ihn empfohlen. »Dachdecker sind Gauner«, hatte er erklärt. Der hier war anscheinend keiner.

Er hatte ein verbeultes Metalletui aus der Gesäßtasche gezogen und ihr eine Visitenkarte gegeben. Seine Hände, fand Rebecca, schrien

förmlich danach, fotografiert zu werden. Auf den Handrücken wuchsen helle Härchen, und die Hände waren übersät von Narben: winzige Linien, größere Kreise, am Rand der einen Handfläche schlängelte sich eine lange, hellrosa Zickzacklinie entlang. Am linken Zeigefinger fehlte das letzte Fingerglied. In Schwarz-Weiß, das wusste Rebecca, würden die Narben stärker hervortreten, die Härchen wie fein schraffiert wirken.

»Dachdeckerei Bates«, stand auf der Karte. »Familienbetrieb seit 1934.« Vom Großvater auf den Vater auf den Sohn übergegangen. Eines Tages würde auch dieser Mann zu alt sein, um auf Leitern zu klettern, und ein junger, blonder Mann würde kommen und an seiner Stelle das Dichtungsblech überprüfen. Bis dahin war sie allerdings längst nicht mehr hier. Vielleicht war sie schon nächsten Monat nicht mehr hier. Ihre Wohnung in der Stadt war für ein Jahr untervermietet. Und sie hatte dieses kleine Haus ebenfalls für ein Jahr gemietet. Seufzend schloss sie wieder die Augen. Ein unbequemes Bett, ein Zimmer ohne Strom, ein Waschbär unterm Dach. Es war doch sicher möglich, an irgendeiner Universität in San Francisco, Seattle oder Chicago eine Stelle als Gastdozentin zu ergattern. Irgendwo, wo sich ein Hausmeister um den Zustand der Dichtungsbleche kümmerte, wofür auch immer die gut waren.

»Warten Sie mal kurz«, hatte der Dachdecker gesagt und die Ladefläche seines Transporters geöffnet.

Er hatte die Falle mit einer ihrer Bananen bestückt. Eigentlich wollte er Erdnussbutter, doch sie hatte keine im Haus. Im Kühlschrank befanden sich Frischkäse, zwei Bagels, die sie aus New York mitgebracht hatte und die nun langsam zu Lebensmittelkunst vertrockneten, ein Sechserpack Cola light, kaltes Huhn und Salat. In der Speisekammer lagerten Suppen- und Thunfischdosen und ein halbes Brot, am Rand schon leicht angeschimmelt. Sie musste dringend einen Supermarkt suchen, dachte sie, während er die Falle samt Köder auf dem Dachboden aufstellte.

Die Falle, dachte sie jetzt, während sie im Dunkeln zur Decke hinaufstarrte. Oben hörte es kurz auf zu poltern, dann fing es wieder an. Sie lag in der unnachgiebigen Dunkelheit im Bett und überlegte, wie spät es sein mochte, ob es wohl noch zu früh zum Aufstehen war.

(Es war zwei Uhr acht, viel zu früh zum Aufstehen.) Die Visitenkarte des Dachdeckers lag in der Küche auf der Anrichte, daneben ein Einkaufszettel: Korkenzieher. Schere. Mülltüten. Spaghetti. Er hatte gesagt, sie solle anrufen, wenn die Falle zugeschnappt sei. »Und woran merke ich das?«, wollte sie wissen. »Das merken Sie schon«, hatte er geantwortet. Und damit recht behalten. Die Falle war eindeutig zugeschnappt, das spürte sie in den Muskeln, den Nerven, den Fingerspitzen, den Fußsohlen. Das ganze Haus bestand nur noch aus Dunkelheit, Gerüchen und dem Lärm des gefangenen Waschbären, der von einem Ende des Dachbodens zum anderen polterte.

Vielleicht hatte der Dachdecker das alles bereits geahnt, als er sie ansah und meinte: »Wissen Sie was? Ich komme einfach morgen früh noch mal vorbei, falls er uns über Nacht in die Falle geht. Hoffentlich ist es keine Mutter mit ein paar Jungen.«

Hieß er Joe, der Dachdecker?

Es blieb lange still, und sie schloss die Augen. Dann fing das Poltern wieder an. Jetzt klang es, als wäre er direkt über dem Wohnzimmer. Wie hat es mich bloß hierher verschlagen?, dachte Rebecca. Wie in aller Welt hat es mich bloß hierher verschlagen?

WIE ES SIE DORTHIN VERSCHLAGEN HAT – DIE VERSION MIT DER INSPIRATION

Der J. P. Bradley-Preis war 1982 gestiftet worden, vom Erfinder des Elektrozauns. Sein Betrieb und das Patent hatten ihm ermöglicht, sich seinen größten Traum zu erfüllen und zu malen, hauptsächlich Ölbilder von Landschaften, Häusern und Scheunen. Es waren Bilder von der Art, die sich zwar verkauften, aber dann doch nicht gut genug waren, um viel einzubringen, und dennoch gab es nichts – weder das Haus auf Nantucket noch das Grundstück auf den Britischen Jungferninseln, weder das Flugzeug noch die Segeljacht –, was ihm so viel Freude machte wie ein Brief von einer kleinen Galerie in Williamstown oder Ocala mit einem Scheck über 500 Dollar und dem Namen desjenigen, bei dem jetzt ein Bradley über dem Kaminsims oder der Wohnzimmerkommode hing.

Der Preis, den er ins Leben gerufen hatte und der inzwischen von seinen beiden Söhnen verwaltet wurde, sollte Künstler ehren, deren Werk »die *conditio humana*« beleuchte. Er war als Krönung eines künstlerischen Lebenswerks gedacht und wurde daher meist an Künstler fortgeschrittenen Alters verliehen. Es kam nicht selten vor, dass der Bradley-Preisträger am Stock ging oder sogar einen Rollator benutzte. Etliche Jahre zuvor war der Preis an einen Wandmaler gegangen, der seine Karriere kurz nach dem Vietnamkrieg damit begonnen hatte, Postämter auszumalen, und später öffentliche Gebäude in Großstädten rund um den Globus mit seinen Wandgemälden versah. Drei Wochen vor dem Galadinner erlag er einem Herzinfarkt, und der Preis wurde von seinem vierzig Jahre jüngeren Lebensgefährten entgegengenommen, der große Teile seiner Dankesrede durchheulte. Die Bradley-Söhne waren verstimmt.

Vielleicht erklärte das ja die jüngste Preisentscheidung.

Die offizielle Mitteilung lag knapp zwei Monate vor Rebecca Winters sechzigstem Geburtstag auf dem orientalischen Läufer in der Diele ihrer New Yorker Wohnung, auf festes, schimmerndes Papier gedruckt, wie es gemeinhin für Diplome verwendet wird. Rebecca drehte den

Brief eine Zeit lang in den Händen, bevor sie ihn schließlich öffnete. Eine eindrucksvolle Liste, keine Frage. Maler, Bildhauer, ein Architekt, ein Bühnenbildner vom Broadway. Und ganz unten ihr eigener Name: Rebecca Winter, Fotografin. Die erste Frau, die den Bradley-Preis je verliehen bekam. Die jüngste Preisträgerin bisher. So stand es später in der *New York Times*.

Für Rebecca war es damit offiziell: Sie war erledigt. Schnee von gestern. In den besten Jahren bekam man Aufmerksamkeit, im Alter Preise. Wer hatte das gesagt? Oscar Wilde? Benjamin Franklin? Rebecca schrieb ihre klügsten Gedanken gern anderen zu. Um jeden eventuellen Zweifel auszuräumen, sagte sie es laut und blickte sich dabei in dem gewölbten Spiegel an, der über der roten chinesischen Kommode in der Diele hing: »Jetzt bist du ganz offiziell Schnee von gestern.«

Sie wusste es schon eine ganze Weile, merkte es an den sinkenden Tantiemen, den ausbleibenden Terminen und Einladungen, den Reaktionen, wenn sie sich auf einer Party jemandem vorstellte. Die Phasen im Leben eines Menschen, der es zu öffentlicher Bekanntheit gebracht hat, lassen sich unschwer unterscheiden, vom erschrockenen Staunen – »Rebecca Winter? Wirklich? *Die* Rebecca Winter?« – über kurzfristige Verwirrung – »Sie sind Fotografin, nicht? Diese Küchenbilder? Ach, ich liebe Ihre Arbeit!« – bis hin zu schlichter Ignoranz. Nach und nach hatte sie begonnen, in ihre Gastvorträge an Universitäten einen Kurzabriss ihrer eigenen Laufbahn einzubauen, was vor zwanzig Jahren, als es noch Poster, Postkarten, ausverkaufte Ausstellungen, Ehrentitel und Auktionen gab, völlig überflüssig, ja, unvorstellbar gewesen wäre.

»Alle warten« – das sagte ihre Agentin, eine Frau mit dem Stoffwechsel eines Kolibris und dem Gesicht eines Tukans, schon seit zehn Jahren immer wieder. Sie hieß Tori Grzyjk, weswegen alle TG zu ihr sagten, mit Ausnahme ihrer Konkurrenten, die nur von »Tori ohne Vokal« oder kurz von »TOV« sprachen. Sie war allgemein gefürchtet, doch keiner fürchtete sie mehr als ihre Klienten und von denen keiner mehr als Rebecca. »Alle warten und wollen sehen, was du als Nächstes machst.«

Am Abend des Bradley-Galadinner war TG in London, »neue Talente scouten«. Rebecca war ein altes Talent, wenn auch nicht ganz so alt wie die anderen Talente, die im Saal des Manhattan Arts Club versammelt waren. Sie trug ihre schwarze Seidenhose und eine schwarz-goldene Kimonjacke und hatte sich den silbergrauen Pagenkopf, ihr Markenzeichen, professionell zurechtföhnen lassen. Dazu trug sie breite indische Armreifen und riesige Onyx-Ohringe. Ihre Begleitung war Dorothea, die die Ohringe entworfen hatte. Beim Aperitif wirkten die Bradley-Söhne besorgt, bis ihnen jemand sagte, dass die beiden Frauen nur Freundinnen seien und kein Paar. »Sie hat die Bürden und scheinbaren Belanglosigkeiten im Leben einer Frau in unvergessliche Bilder verwandelt«, sagte der ältere Bradley-Sohn, als er ihr den Preis verlieh, und verhaspelte sich bei »Belanglosigkeiten«.

»Ist das alles?«, flüsterte Dorothea angesichts des Landschaftsgemäldes im Goldrahmen mit gravierter Plakette am unteren Rand. Die Bradley-Söhne verfügten über einen großen Vorrat von Werken ihres Vaters, und jedes Jahr wurde eines davon dem Preisträger verehrt. Rebecca hatte ein unspektakuläres Bild erhalten, mit einer roten Scheune und ein paar Klecksen, die Kühe andeuten sollten, auf einem Feld in der Ferne, ein Bild, das auch in der Stube eines Landgasthofs ein passendes Heim gefunden hätte. Dorothea bekam große Augen, als sie den Umschlag sah, der mit Tesafilm auf der Rückseite befestigt war.

»Lausige 1000 Dollar?«, meinte sie hinterher im Taxi nach Hause.

»Es ist immerhin der Bradley«, sagte Rebecca, verstaute den Umschlag mit klimpernden Armreifen in ihrer Handtasche und gab sich Mühe, ihre Würde zu wahren. Sie konnte Dorothea nicht sagen, dass sie selten im Leben so froh über 1000 Dollar gewesen war.

Neben dem Scheck steckte eine Karteikarte in ihrer Handtasche, die sie auf dem Weg zur Toilette am schwarzen Brett des Manhattan Arts Club entdeckt hatte. »Charmanter Haus auf dem Land zu vermieten«, stand dort in gestochener Schnörkelschrift. Und obwohl ihr Exmann stets darauf beharrt hatte, »charmant« sei nur ein Euphemismus für »viel zu klein, mit schlechten Rohren«, rechnete Rebecca das Ganze am nächsten Morgen durch, während sie aus dem Küchenfenster auf die Wassertürme der West Side schaute, und kam zu dem Schluss, dass sie

sich, wenn sie ihre Eigentumswohnung zu den üblichen horrenden New Yorker Preisen vermietete, das Haus auf dem Land leisten, die Gebühren für das Seniorenheim ihrer Mutter zahlen, ihre eigenen Krankenversicherungsbeiträge weiterhin stemmen, in die Pensionskasse einzahlen, ihrem Vater mit der Miete helfen, ihren Sohn Ben unterstützen, wenn er mal wieder klamm war, und trotzdem noch jeden Monat etwas Geld zurücklegen konnte für die Überraschungen und Notfälle, die sich anscheinend nie vermeiden ließen. Als sie noch jung war, hatte sie mit praktisch nichts auskommen können, doch inzwischen waren so viele Menschen von ihr abhängig, und es gab jeden Monat so viele Rechnungen zu bezahlen. Autoversicherung, Lebensversicherung, Haushaltsversicherung. Und vielleicht, dachte sie, würde das Haus sie ja auch inspirieren. Es hieß doch immer, ein Tapetenwechsel wäre inspirierend. Schließlich warteten alle.

WENIG INSPIRIEREND

»Rebecca Winter«, hauchte die Frau, und ihr Gesicht wurde so rot wie das eines neugeborenen Babys. Es war wie ein Gebet, wie ein Seufzer, wie früher. »Es ist mir eine solche Ehre«, setzte sie noch hinzu. Dann griff sie nach Rebeccas Händen. Sie hatte weiche Hände von der Art, die immer warm und ein klein wenig feucht sind und aussehen wie Babyhände, mit Grübchen an den Knöcheln. Auch an den Wangen und am Kinn hatte sie Grübchen. Rebecca fragte sich flüchtig, ob sie wohl überall Grübchen hatte.

Dann sagte die Frau: »Meine Mutter hatte Ihr Poster bei uns am Kühlschrank aufgehängt« und machte damit alles wieder kaputt. Einen Moment lang war Rebecca vierzig gewesen. Jetzt war sie wieder sechzig. Nein, hundert. Gefangen im Bernstein ihrer eigenen Vergangenheit. »The Artist Formerly Known As Rebecca Winter«, hatte ihr Sohn Ben einmal gesagt, den genauen Zusammenhang hatte sie vergessen, und als er ihre Miene sah, hatte er hastig hinzugesetzt: »War doch nur ein Witz, ein ganz, ganz schlechter Witz.«

Sie musste sich die grundlegende Syntax ihres Alltags, die in diesem seltsamen kleinen Ort durcheinandergeraten war, erst noch zurückerobern. In der Stadt hatte sie jeden Morgen eine halbe Stunde auf dem Crosstrainer im Fitnessraum ihres Wohnhauses trainiert und dabei auf dem Flachbildschirm an der Wand die Nachrichten gesehen. Hier hatte der Mann von der Tankstelle sie zur Turnhalle der örtlichen Highschool geschickt, als sie ihn nach einem Fitnessstudio fragte. Sie hatte beschlossen, stattdessen spazieren zu gehen, doch Gehwege gab es nicht, und am ersten Morgen war plötzlich ein Laster um die Kurve geschossen und hatte scharf abdrehen müssen, um sie nicht zu streifen. Sein Mittelfinger ragte wie ein kleiner Pfosten im Rückspiegel auf, als er mit quietschenden Reifen weiterraste, von Abgaswolken umgeben. Wenig später hielt eine Frau neben ihr, mit dicht gelockter weißer Dauerwelle, einem Heiligenschein aus Haar, und kurbelte das Fenster herunter. »Soll ich Sie ein Stück mitnehmen?«, fragte sie. Wenn man

hier auf der Straße zu Fuß ging, konnte das nur heißen, dass einem der Wagen liegen geblieben war.

Die Frau mit den Grübchen hatte sie in dem Etablissement empfangen, das in der kleinen Ortschaft einem Café noch am nächsten kam. Rebecca war schon erstaunt gewesen, hier überhaupt so etwas zu finden, zwischen dem Friseur (Schneiden plus Dauerwelle, mittwochs nur 20 \$, las sie schaudernd), der Eisenwarenhandlung, dem kombinierten Versicherungs-, Steuerberater- und Reisebüro und dem Laden für gebrauchte Möbel, der anscheinend immer geschlossen hatte. Einmal war sie von einem Professor für Kunstgeschichte vom Wilmington College (oder auch vom Ashville College, das wusste sie nicht mehr so genau) mit dem Auto zu einem Vortrag abgeholt worden, und während der Fahrt meinte er, Amerika sehe inzwischen auch überall gleich aus, doch sein wütender Blick galt einer grellbunten Ansammlung von Staples-Filialen, Schnellrestaurants, riesigen Supermärkten und Einrichtungshäusern. Dabei sah auch dieser Teil von Amerika überall gleich aus: die trübsinnige, verlotterte Hauptstraße mit dem alten Bankgebäude, in dem sich ein schlecht gehendes Restaurant angesiedelt hatte, ein Ort, wo die ehrgeizigeren Geschäftsideen, die Boutiquen und Buchläden, schon vor der Eröffnung zum Scheitern verurteilt waren. Und doch gab es hier ein Lokal namens *Tee für zwei (oder auch mehr)*, mit einem fröhlich vermenschlichten Teekännchen auf dem Ladenschild, das lächelnd mit dem Henkel winkte und aus der geschwungenen Schnute schmauchte. Von dem Zusatz in Klammern hätte Rebecca allerdings abgeraten. Offenbar war das die gängige Reaktion, denn die Frau kam praktisch sofort ausführlich darauf zu sprechen. Sarah Ashby, Inhaberin. So stand es unten auf der Speisekarte.

»Mein Mann meinte, Mensch, Sarah, wenn du das Ding *Tee für zwei* nennst, dann glauben die Leute, du kannst nur zwei Gäste auf einmal bedienen.« Die Frau mit den Grübchen stellte eine Teekanne, zwei Scones und eine Zuckerdose vor Rebecca auf den Tisch. »Ich weiß ja immer noch nicht, ob das die richtige Entscheidung war. Aber Kevin, das ist mein Mann, also, Kevin ist so ein Mensch, der wäre da ewig drauf rumgeritten. Jeden Tag hätte es geheißen: ›Bleibt bloß weg, wenn ihr zu fünft seid, hier gibt's nur Tee für zwei. Kommt auf keinen

Fall zu viert, sonst kriegt ihr keinen Platz. Oder einen Platz vielleicht, aber das mit dem Tee könnt ihr vergessen«, so in der Art. Und ich hätte mir den Mund fusslig reden müssen: ›Lass es doch endlich gut sein, hören Sie bloß nicht auf ihn, er macht nur Spaß, so was sagt er immer.‹ Er ist einfach so ein Mensch, wenn er sich mal in was verbeißt, dann hört er damit einfach nicht mehr auf. So wie mit ›Mehr Frau fürs Geld‹. Jedes Mal, wenn er über mich redet, sagt er: ›Mehr Frau fürs Geld‹. Ich sage dann immer: ›Kevin, das finde ich nicht gut‹, und er meint nur: ›Jetzt sei doch nicht so empfindlich.‹ Und genauso hätte er ewig auf *Tee für zwei* rumgeritten. Da dachte ich mir, wenn ich diesen Zusatz dranhänge, habe ich schon mal eine Sorge weniger. Aber ich weiß immer noch nicht, ob es die richtige Entscheidung war.«

»Hey, Sarah«, rief jemand. Rebecca fragte sich, wie lange die Frau sonst wohl noch weitergeredet hätte. Vermutlich sehr lange. Sie schien zu den Frauen zu gehören, die keine Stille ertragen können, ohne sie zu füllen. Sie sah aus wie ein Bild von Botero, füllige Kurven, lockiges Haar, rosige Haut, runde Augen, eine Frau, die wahrscheinlich schon ihr Leben lang zu hören bekam, wie hübsch sie sein könnte, wenn sie nur ein bisschen abnähme, was immer bedeutete, viel abzunehmen. Mehr Frau fürs Geld.

An der Theke standen zwei Männer. Der jüngere drehte sich um und starrte Rebecca an, bis der ältere ihn mit dem Ellbogen in die Seite stieß. Sie verließen das Café mit Kaffee zum Mitnehmen auf einem Tablett und einer großen, fettfleckigen Tüte. Rebecca blätterte in der wöchentlich erscheinenden Lokalzeitung. Eine Absolventin der örtlichen Highschool hatte ein Stipendium für die staatliche Universität erhalten. Auf dem Foto stand sie mit einer blauen Schärpe neben einer schwarz-weißen Kuh. Es sah aus, als würde die Kuh sie liebevoll von der Seite mustern. Rebecca war einer Kuh noch nie so nahe gewesen. Sie fand die Tiere immer etwas beängstigend, Landwirtschaftsgeräte mit unberechenbarer Persönlichkeit. Aber vielleicht war ja jetzt auch dafür die Zeit gekommen.

Sarah ließ sich auf den Stuhl gegenüber fallen.

»Noch einen Scone? Ich habe hinten noch welche mit Cheddar und Dill. Und ein paar mit Buttermilch, glaube ich.« Sie beugte sich vor. »Ich hatte keine Buttermilch, da habe ich Joghurt genommen, was

sogar besser ist, wenn Sie mich fragen. Schmeckt besser, wird lockerer. Von der Konsistenz her, wissen Sie? Aber den Kerlen hier darf man ja nicht erzählen, dass man Joghurt in die Scones tut, sonst kann man gar nicht so schnell gucken, wie die beim Tankstellenshop sind, um sich ein Sandwich mit Schinken, Käse und Ei zu holen.«

Rebecca sah auf ihren Teller. Beide Scones waren verschwunden: Himbeere, Kürbis mit Ahornsirup. Sie konnte sich nicht erinnern, sie gegessen zu haben. Sie konnte sich überhaupt nicht erinnern, in letzter Zeit etwas gegessen zu haben.

Der Dachdecker war um acht gekommen. Da war sie bereits seit Stunden wach. Der Dachdecker sah aus, als ginge es ihm ähnlich, allerdings im positiven Sinn: feuchtes blondes Haar mit Kämmspuren darin, das sie an ein Kornfeld denken ließ, ein T-Shirt mit leichten Faltspuren, das nach Weichspüler roch, eine dunkelgrüne Windjacke, auf der in Gold die Worte »Dachdeckerei Bates« aufgestickt waren. Bestimmt hat er eine fürsorgliche Frau, dachte Rebecca und sah sie vor sich, wie sie seine T-Shirts faltete, sie glatt strich, ihm die Windjacke vom Garderobenhaken in der Diele anreichte. Rebeccas kleines gemietetes Haus war voll von Gerüchen, denen sie gar nicht zu genau auf den Grund gehen wollte, und von Zeit zu Zeit war von oben ein halbherziges Klappern zu hören. Sie überlegte, ob der Waschbär vielleicht an Erschöpfung sterben würde. Das konnte sie nur hoffen.

Als sie das Stakkato des Motors hörte, mit dem der Transporter sich den Berg hinaufkämpfte, war sie nach draußen gegangen, wo es frisch und angenehm duftete, nach Gras und Blumen und einem Hauch feuchter Erde. Wie konnte der Wald hinter dem Haus bloß so modrig riechen und der sonnige Vorgarten wie der Inbegriff des Frühlings? Von weiter unten streifte ein Lichtschein ihr Gesicht, wie ein geheimnisvolles Signal, und sie hob die Hand, um die Augen abzuschirmen, und der Dachdecker hob ebenfalls die Hand, um zu erwidern, was er offenbar für eine Begrüßung hielt.

»Ich brauch ja gar nicht fragen«, meinte er, als er aus dem Wagen gestiegen war, auch wenn Rebecca sich nicht sicher war, ob er damit auf ihre Augenringe oder auf den Gestank vom Haus her anspielte.

»Wie in aller Welt wollen Sie das Vieh denn vom Dachboden runterkriegen?«, fragte sie müde.

»Erst den Waschbär, dann die Falle«, antwortete er und nahm ein Gewehr mit langem Lauf vom Beifahrersitz.

»Sie wollen ihn erschießen?«

»Haben Sie 'ne andere Idee?«, fragte er.

»Als ich die Falle sah, bin ich irgendwie davon ausgegangen, Sie würden ihn freilassen.«

Er hielt das Gewehr am Lauf. Es war mit einer Jagdszene verziert, ein Mann und ein Hirsch, beide ungelenk und wenig überzeugend, doch das glänzende Holz, das leicht Verwischte der Darstellung und die Lackierung verliehen ihnen eine gewisse Schönheit, was nach Rebeccas Ansicht dafür sprach, dass es sich um ein altes, oft verwendetes Gewehr handelte. Vom Großvater auf den Vater auf den Sohn übergegangen. Ein Familiengewehr.

»Mit Waschbären ist das so. Das sind Gewohnheitstiere. Wenn man einen Waschbär fängt, ihm ein X auf den Hintern sprüht und ihn wieder laufen lässt, fängt man eine Woche später denselben Waschbär wieder. Und das X auf dem Hintern lacht sich eins. Also, wenn Sie unbedingt wollen, kann ich ihn schon freilassen. Aber wenn ich ihn dann anschließend nicht bis nach Maine fahre, kommt er wieder und sucht sich einen anderen Weg in Ihren Dachboden. Und dann geht das Spielchen von vorne los.«

Rebecca schloss die Augen. »Nein danke«, sagte sie.

»Weise Entscheidung.« Er öffnete die wacklige Fliegengittertür. »Manchmal hab ich das Gefühl, Stadtmenschen schauen zu viele Disney-Filme. Und dann verwechseln sie die echten Tiere mit den Zeichentricksfiguren.«

»Kann ich ihn mir vorher mal ansehen?«, fragte sie.

»Den Waschbär?«

»Ich bin Fotografin«, sagte sie.

»Von mir aus.«

Sie stieg die Leiter in der schmalen Diele hinauf, schob Kopf und Schultern durch die Luke und stützte die Ellbogen auf den Rand des verdreckten Dachbodens. Der Käfig klemmte in der Ecke direkt über der Küche, zwischen einem Stapel alter Fliegengitter und einem Pappkarton. Der Waschbär schaute über die Schulter zu ihr hin, die Knopfaugen wild vor Angst und Zorn. Er sah tatsächlich aus wie eine

Zeichentrickfigur, allerdings eher eine aus den avantgardistischen Zeichentrickfilmen junger Künstler, von denen Ben immer so schwärmte. *Sven, der besessene Waschbär*, das wäre doch ein guter Titel. Sie meinte, ein Fauchen zu hören. Über ihr, in der Mitte des dreieckigen Raumes, warf eine einzelne Glühbirne lange Schatten. Der Gestank nach Exkrementen und Verzweiflung war nicht allzu lange zu ertragen. Als der Waschbär sich in ihre Richtung warf, indem er sich an das Käfiggitter klammerte und Saltos vollführte, als wollte er sich damit in die Freiheit katapultieren, machte sie ein paar Fotos. Kurz vor der Luke kam er zum Stehen, und sie schoss noch ein paar Nahaufnahmen von seinem spitzen Gesicht.

»Die Banane hat er gefressen«, sagte sie, als sie die Leiter wieder hinunterstieg.

»Ich glaube, das ist eine Sie«, meinte der Dachdecker. »Waschbärenmännchen sind viel sanfter. So eins wäre jetzt wahrscheinlich längst im Halbschlaf. Aber ein Weibchen reißt einen in Stücke, wenn man ihm die Möglichkeit gibt.«

Er ließ Rebecca draußen warten, obwohl sie nicht genau wusste, weswegen. Das Klappern und Poltern verstummte, dann machte es peng. Peng. »Ganz schön großer Waschbär«, sagte er, als er die Plane mit der Wölbung in der Mitte zum Transporter trug. »Sie sollten den Kriechboden mal ordentlich desinfizieren.«

»Kann ich ihn mir mal ansehen?«, fragte sie wieder.

Er zuckte die Achseln, legte die Plane auf den Boden und faltete sie auseinander. Das blaue Plastik war blutverschmiert, wenn auch nicht so sehr, wie Rebecca erwartet hätte. Die Vorderpfoten des Waschbären waren erstaunlich klein, schwarz und glänzend, und hatten eine Gebetshaltung angenommen, die der Zaun aus scharfen gelblichen Zähnen gleich darüber Lügen strafte. Sein Fell schimmerte golden im Morgenlicht. Ihr Fell. Rebecca zückte wieder die Kamera.

Das kaum wahrnehmbare Klicken des Fotoapparats ging im Lärm einer Nagelpistole unter. Es hatte ihr besser gefallen, als sie noch jung war und die Kameras noch lauter klickten. Vielleicht hatte es ihr auch nur insgesamt besser gefallen, als sie noch jung war. Sie ging neben dem Waschbären in die Hocke, und der Gestank ließ sie fast zurücktaumeln. »Gehen Sie nicht zu nah ran«, rief der Dachdecker von

der Leiter herunter. »Der hat bestimmt Flöhe oder Läuse oder so was.« Rebecca spürte, wie es überall zu jucken anfang. Sie fürchtete, es könnte die nächsten zwölf Monate weiterjucken und erst aufhören, wenn sie wieder zu Hause in der West Seventy-Sixth Street war. Sie durfte gar nicht zu sehr an ihre Wohnung denken, sonst wäre es um ihre Fassung geschehen.

Der Dachdecker hisste eine Fahne an einer Ecke des Dachs, eine kleine Fahne, ein solider weißer Fleck. »Wozu ist die denn gut?«, fragte Rebecca, während sich summend die ersten Fliegen auf der Schnauze des Waschbären niederließen.

»Tiefflieger«, sagte er in einem Ton, der jede weitere Frage unmöglich machte. Ein paar Minuten lang fotografierte Rebecca noch die Schnauze mit den Fliegen darauf, sie ahnte aber bereits, dass sie mit dem Ergebnis nicht zufrieden sein würde. Sie hatte eine sehr viel größere Bereitschaft an den Tag gelegt, zur Digitalfotografie zu wechseln, als manche ihrer Kollegen, doch beim Film konnte man länger hoffen, so lange, bis sich die Umrisse unter der schillernden Oberfläche der Flüssigkeit im Entwicklungsbad abzeichneten. Heute sah man sofort, dass man seine Zeit verschwendete. Ein paar der Waschbärenfotos konnten allerdings trotzdem funktionieren, besonders die Nahaufnahmen der polstrigen Pfoten.

»Ich höre, Sie hatten einen kleinen Spanner auf dem Speicher«, sagte Sarah Ashby, als sie die als Buttermilchscones getarnten Joghurtscones brachte. »Ach Gott, das klang jetzt richtig obszön, oder? Tut mir leid, ich bin so ein Mensch, ich sage immer gleich das Erste, was mir in den Kopf kommt. Mein Mann meint immer, es geht kein Tag vorbei, an dem ich nicht irgendwas sage, was ich besser nicht gesagt hätte. Und jetzt sage ich auch noch zu Rebecca Winter Sachen, die ich besser nicht gesagt hätte. Wenn ich das meiner Mutter erzähle. Die stirbt vor Scham.«

Rebecca griff in ihre große Handtasche und zog ein Notizbuch heraus. »Können Sie mir sagen, wo ich den nächsten Supermarkt finde?«, fragte sie.

»Ach je, ich hatte gehofft, das hätte Jim Bates Ihnen alles schon gesagt. Der kann sich nämlich richtig gut orientieren, und er kennt die Gegend hier besser als wir alle. Wenn Sie den fragen, wo Sie mitten in

der Pampa einen Brombeerbusch finden, führt er Sie in einer halben Stunde hin. Das weiß ich, weil ich im Juli immer Brombeerscones mache, von einem Busch, den sonst keiner kennt, und zwar nur, weil er ihn mir gezeigt hat, damals, als ich gerade aufgemacht hatte. In der Jagdsaison fahren ihm die anderen Männer immer hinterher, um zu sehen, wo Jim jagen geht, weil sie wissen, da gibt es Wild. Warten Sie, ich wasch mir kurz die Hände, dann machen wir Ihnen eine Liste.«

»Welcher Jim?«

»Jim Bates? Der Dachdecker, der den Spanner auf Ihrem Speicher gefunden hat.« Sarah schnupperte in die Luft und eilte nach hinten. »Tut mir leid, die Karamellbrötchen«, rief sie über die Schulter zurück.

»Jim Bates«, schrieb Rebecca in ihr Notizbuch. Warum fiel es ihr bloß so schwer, sich einen so alltäglichen Namen zu merken? Jim Bates. Sie unterstrich den Namen zwei Mal. Wie viel er ihr wohl für die Entsorgung des Waschbären und die Dachreparatur berechnen würde? Und ob sie das dann dem Mann in Rechnung stellen konnte, dem das Haus gehörte? Von plötzlicher Panik erfasst, schaute sie in ihr Portemonnaie. Zwei Zwanziger, ein paar Eindollarscheine. Zumindest die Scones konnte sie also bezahlen.

»O nein!«, sagte Sarah, als sie nach der Rechnung fragte. »Nicht beim ersten Mal! Das ist mein Grundsatz: Das erste Mal ist immer gratis. Also, nicht bei Leuten, die hier nur kurz Station machen, Sie wissen schon, die vom Highway abfahren, um was zu essen und aufs Klo zu gehen. Die erkenne ich schon aus tausend Metern Entfernung, was auch ziemlich genau stimmt, glaube ich, vom Highway bis hierher müsste es etwas mehr als ein Kilometer sein. Aber wenn jemand neu in der Stadt ist, bekommt der das erste Essen immer gratis, egal, wie viel er isst, womit ich gar nicht sagen will, dass Sie viel gegessen hätten, Ihnen würden ein paar Kilo mehr nämlich nicht schaden, ehrlich. Kevin meint immer, das sage ich zu jedem, weil mir ein paar Kilo weniger nicht schaden würden, aber er will mich nur ärgern.« Sie schwieg, um Luft zu holen, und auch Rebecca holte Luft. Schon seit geraumer Zeit wollte sie die Scones loben, die wirklich köstlich waren, doch sie fand einfach keine Lücke. »Aber wissen Sie was?« Sarah beugte sich vor. »Irgendwann müssen Sie Ihr Poster für mich signieren. Oder für meine Mutter. Mein Gott, die flippt aus! Es ist ihr absolutes

Lieblingskunstwerk aller Zeiten, ich schwör's Ihnen. Ja, das mache ich.
Ich besorge mir eins, und dann signieren Sie das!«

WIE ES SIE DORTHIN VERSCHLAGEN HAT – DIE VERSION MIT DEM GELD

Rebecca besaß selbst kein Exemplar des Posters. Ihr war auch seit Jahren keines mehr untergekommen, abgesehen von diesem Film über eine Gruppe Frauen, die sich ein Haus teilten und gemeinsam mithilfe von Yoga und Sex ihr Selbstwertgefühl wiederfanden – da hing es an der Wand. (Zu ihrer Verteidigung muss man sagen, dass der Film im Flieger gelaufen war und sie sonst kaum auf ihn geachtet hatte.) Trotzdem hatte sie jahrelang von ihm und seinen Abkömmlingen, den Nachdrucken und den Abdrucktantiemen, ebenso gelebt wie von seinem Ruf, der sich längst verselbstständigt hatte. Es hatte Bens Internat bezahlt und die geräumige Wohnung, die sie nach der Scheidung bezogen und gerade untervermietet hatte, es hatte Reisen nach Paris (zum Musée d'Orsay) und London (zur Tate Modern) finanziert. Es war für Restaurantrechnungen aufgekommen und für die Trinkgelder beim Friseur, und sie hatte eigentlich nie gemerkt, wie viel Geld es tatsächlich einbrachte, bis die Quelle schwächer sprudelte und schließlich ganz versiegte.

Ihre zweite Fotoausstellung wurde als »Küchentisch-Serie« betitelt und allgemein als bahnbrechender Moment weiblichen Kunstschaffens betrachtet. In Wahrheit war Rebecca zu der Zeit, als sie die Fotos gemacht hatte, einfach nur erschöpft gewesen, so erschöpft, wie eine Frau mit einem Kind und einem Mann und einem Haus und einem Beruf und einem Leben eben irgendwann ist, sodass es sich anfühlt wie eine leichte chronische Krankheit. Sie war sechsunddreißig Jahre alt, ihr Kind war klein, und ihr Mann hatte für Männer, die im Haushalt halfen, nur Verachtung übrig. »Peter ist ja so europäisch«, sagten andere Frauen zu ihr, und später fragte sich Rebecca, ob sie ihr damit wohl auf subtile Weise sagen wollten, dass er in der Gegend herumschlief. Aber das kam später.

Eines Abends hatte Ben Mittelohrentzündung, und als sie ihm endlich das Antibiotikum mit Kaugummigeschmack eingeflößt und ihn zum Schlafen gebracht hatte, tauchte Peter auf, in Begleitung zweier

Unikollegen nebst Ehefrauen. Es gehörte zu seinen bevorzugten Spielchen, einfach unangekündigt Gäste zum Abendessen mitzubringen, die sich dann wortreich entschuldigten, ganz im Gegensatz zu Peter. Er schien das eher als Test zu betrachten, wie viel man ihr zumuten konnte. »Ich werde ja wohl nicht fragen müssen, ob ich in mein eigenes Haus Besuch mitbringen darf«, hatte er erklärt, als sie sich einmal beschwert hatte.

Als schließlich alle beschwipst in die Nacht hinausgetorkelt waren, nicht ohne noch Komplimente für das Ossobuco (das sie aus genau solchen Gründen im Tiefkühlschrank vorrätig hielt) und den Schokoladenkuchen ohne Mehl (siehe oben) über die tweedbewehrten Schultern zu rufen, war Peter gleich ins Bett gegangen, wie immer in der festen Überzeugung, dass Küchen sich irgendwann in den geisterhaften Stunden zwischen Cognac und Morgenkaffee wie von Zauberhand alleine aufräumten. Rebecca hatte eine kurze Pause gebraucht, bevor sie den Abwasch in Angriff nahm, und sich auf das neue, hochmoderne Sofa gelegt, so unbequem mit seinem Röhrengestell und der klaren Linienführung, dass man darauf wirklich nur einschlafen konnte, wenn man so kaputt war wie sie. Im Morgengrauen wurde sie von einem schmalen Streifen Sonnenlicht geweckt, der durch das Wohnzimmerfenster hereinfiel, noch ehe Ben zu brüllen anfang, weil er aus dem Bett befreit werden wollte, und sie hatte nach ihrer neuen Hasselblad gegriffen, die ihr Vater ihr geschenkt hatte, und einfach drauflosfotografiert.

Im Grunde wusste sie nicht, warum, warum gerade das und gerade dann. Das hatte sie nie gewusst, weder vorher noch nachher. Als Künstlerin war man gezwungen, zielgerichtet und selbstsicher über die eigene Kunst zu reden, doch das war ihr immer fremd gewesen. Im Lauf der Jahre hatte sie sich eine ganze Reihe von Gründen ausgedacht, weil die Willkür der Realität bei den Leuten anscheinend nicht allzu gut ankam. Sie wollten auch alle nicht glauben, dass sie einfach nur fotografiert hatte, was sie vorfand: eine leere Flasche, die auf der Seite lag und an deren geschwungenem Rand noch ein Tropfen Olivenöl schimmerte, eine Handvoll öligter Gabeln, die im Schein der Deckenlampe glänzten, und natürlich das Bild, das später *Stilleben mit Brotkrümeln* heißen sollte, eine entfernt flämisch anmutende

Komposition aus benutzten Weingläsern, gestapelten Tellern, den abgerissenen Resten zweier Baguettstangen und einem Küchentuch, dessen eine Ecke von der Flamme des Gasherds ein wenig angesengt war.

Ihr Agent war damals noch ein älterer Herr namens Stephen, ruhig und nachdenklich, und TG seine präpotente, unpassend gekleidete Assistentin, die immer kurz vor dem Rauswurf stand, bis sie eines Tages ihren Chef beiseitedrängte und seine Geschäfte übernahm, während er sich im Krankenhaus von den Folgen eines Herzinfarkts erholte. Er hatte sich weder für die Fotos noch für die Ausstellung sonderlich interessiert, doch nachdem er die Kritiken gelesen und die Reaktionen gehört hatte, sagte er ganz leise: »Mir scheint, da könnte doch was dran sein.« Dann hatte sie noch das Glück, dass der Dekan der kunstgeschichtlichen Fakultät einer Universität die Fotos als »Hausfrauenbilder« bezeichnete, worauf die Direktorin des Instituts für Frauenforschung ihn als frauenfeindlich beschimpfte; die darauffolgende studentische Protestkundgebung, bei der die Studentinnen T-Shirts mit dem Foto trugen, bekam einige öffentliche Aufmerksamkeit. Kein halbes Jahr später war Rebecca Winter zur feministischen Ikone avanciert, ihre Küchentisch-Serie wurde von Kunstkritikern und Essayisten gleichermaßen als Überhöhung und Verurteilung des weiblichen Lebens und des weiblichen Tätigkeitsfelds gefeiert. Nachahmerinnen legten Fotos von Hühnerknochen, Küchensieben, ja sogar von Schnullern und Windeln vor, doch Rebeccas Bild thronte jahrelang auf dem Ehrenplatz, es erschien auf den Titelseiten von Zeitschriften, auf Postkarten, T-Shirts und sogar auf einer ironischen Werbeanzeige zum Muttertag. Das Poster war dann Stephens Idee gewesen, ganz schlicht: das Bild, ihr Name, der Titel.

Einmal las Rebecca einen Essay, in dem eine feministische Theoretikerin die These vertrat, der Wortteil »Still-« verweise ganz offensichtlich darauf, wie sinnentleert das Dasein der durchschnittlichen amerikanischen Hausfrau sei, und die Brotkrümel stellten wiederum eine Anspielung auf Hänsel und Gretel dar: Man lege eine Spur, um gefunden, befreit und nicht bei lebendigem Leib verschlungen zu werden. Rebecca staunte, was sich alles in ein Foto